



An einem Morgen im Jahr 1940 liegt über Papeete jene eigentümliche Ruhe, die nur Inselhäfen kennen. Fischer ziehen ihre Boote ans Ufer, Händler öffnen die Läden, irgendwo klirrt Geschirr aus einem offenen Fenster. Die Welt scheint weit weg. Europa erst recht. Und doch dringt die Nachricht bis nach Tahiti wie ein ferner Donnerschlag: Frankreich ist gefallen.

Die Niederlage gegen Hitlerdeutschland erschüttert damals selbst jene Orte, die auf den Landkarten Europas kaum auftauchen. Französisch Polynesien liegt über 15.000 Kilometer von Paris entfernt, verstreut im endlosen Blau des Pazifiks. Für viele Bewohner besitzt Frankreich etwas Abstraktes – eine Idee, ein ferner Staat, ein Name auf Verwaltungsdokumenten. Und trotzdem beginnt genau hier eine der erstaunlichsten Geschichten der Résistance.

Es geht um die Tamarii volontaires.

Tamarii – das bedeutet auf Tahitianisch schlicht „Kinder“. Doch diese Kinder des Pazifiks ziehen wenig später in einen Krieg, dessen Brutalität kaum größer hätte ausfallen können. Sie verlassen Korallenriffe, Brotfrucht bäume und Lagunen, um in den Sandstürmen Nordafrikas gegen Rommels Panzer zu kämpfen. Manche sehen zum ersten Mal Schnee. Andere sterben in einer Welt, die ihnen bis dahin kaum vorstellbar erschien.

Warum meldeten sich junge Polynesier freiwillig für einen Krieg am anderen Ende des Globus?

Vielleicht beginnt die Antwort mit einem Gefühl, das schwer zu übersetzen bleibt. Nicht Patriotismus im europäischen Sinn. Nicht jene pathetische Vaterlandsrhetorik, die man aus den Reden des 20. Jahrhunderts kennt. Eher eine Mischung aus Abenteuerlust, Loyalität und Stolz – dazu der Wunsch, nicht tatenlos zuzusehen.

Als General de Gaulle am 18. Juni 1940 seinen berühmten Appell aus London sendet, erreicht seine Stimme die Südsee zunächst nur bruchstückhaft. Doch die Botschaft entfaltet Wirkung. Frankreich soll weiterleben, trotz Besatzung, trotz Kapitulation, trotz Vichy.

Im September desselben Jahres entscheidet sich Tahiti für die Freien Französischen Streitkräfte.

Das wirkt heute wie eine Randnotiz der Geschichte. Damals jedoch besitzt dieser Schritt enorme symbolische Kraft. Während große Teile des französischen Kolonialreichs noch zögern oder sich dem Vichy-Regime unterordnen, stellt sich ein entlegenes Archipel im Pazifik auf die Seite de Gaulles.



Man muss sich das einmal vorstellen: Ein paar Inseln mitten im Ozean helfen mit, die Idee Frankreichs zu retten.

In den Straßen von Papeete versammeln sich junge Männer zur Registrierung. Viele tragen Sandalen, manche kommen direkt von den Plantagen oder aus kleinen Fischerdörfern. Sie sind keine Berufssoldaten. Einige sprechen kaum Französisch. Die meisten besitzen kein klares Bild von Europa. Aber sie melden sich.

Die Familien verabschieden ihre Söhne unter Tränen und Gesängen. Alte Fotografien zeigen ernste Gesichter, manchmal schüchtern, manchmal stolz. Blumenkränze hängen um die Hälse der Freiwilligen. Frauen winken am Kai. Kinder laufen neben den Lastwagen her.

Und dann verschwinden die Schiffe langsam am Horizont.

Für viele beginnt damit eine Reise ohne Wiederkehr.

Die Überfahrt allein gleicht bereits einer Prüfung. Wochenlang zieht sich der Weg durch den Pazifik, weiter Richtung Amerika, anschließend über den Atlantik. Der Krieg macht jede Route gefährlich. Deutsche U-Boote lauern auf Versorgungsschiffe. Die Männer schlafen dicht gedrängt in stickigen Räumen, seekrank, erschöpft und voller Ungewissheit.

Ein Veteran erinnerte sich Jahrzehnte später daran, wie fremd ihm bereits die Gerüche an Bord vorkamen – Öl, Metall, Maschinenrauch. Nichts erinnerte mehr an den Duft von Meerwasser und Tiaréblüten.

In den Ausbildungslagern treffen die Polynesier schließlich auf Soldaten aus anderen Teilen der Welt: Kanaken aus Neukaledonien, Nordafrikaner, Franzosen aus dem Mutterland, Legionäre, Männer aus Afrika südlich der Sahara. Die Freien Französischen Streitkräfte gleichen damals einem seltsamen Mosaik. Ein Imperium im Exil.

Die Tamarii volontaires schließen sich vor allem dem Bataillon du Pacifique an.

Schon der Name klingt heute fast poetisch. Damals bedeutet er Marschieren, Drill, Staub und Angst.

1941 kämpfen die Männer zunächst im Nahen Osten, insbesondere während der Syrien-Libanon-Kampagne. Viele erleben dort zum ersten Mal echte Gefechte. Kugeln schlagen in Mauern ein, Kameraden brechen neben ihnen zusammen. Krieg verliert innerhalb weniger Stunden jede romantische Vorstellung.



Doch ihr eigentlicher Platz in der Geschichte entsteht ein Jahr später in Bir Hakeim.

Mitten in der libyschen Wüste.

Mitten in dieser unfassbaren Hitze.

Dort verteidigen die Freien Französischen Streitkräfte zwischen Mai und Juni 1942 eine isolierte Stellung gegen die Offensive von Generalfeldmarschall Erwin Rommel. Sechzehn Tage lang widerstehen sie deutschen und italienischen Angriffen.

Bir Hakeim entwickelt sich später zu einem Mythos der France libre – fast so etwas wie der Beweis, dass Frankreich militärisch noch existiert.

Unter den Verteidigern: Männer aus Tahiti.

Die Vorstellung besitzt bis heute etwas Surreales. Polynesier, aufgewachsen zwischen Kokospalmen und tropischen Regenfällen, kämpfen plötzlich in einer Steinwüste gegen Stukas und Panzerdivisionen.

Tagsüber brennt die Sonne erbarmungslos. Nachts fällt die Temperatur drastisch. Überall Staub. Überall Explosionen.

Die deutschen Angriffe folgen Schlag auf Schlag. Artillerie zerreißt den Boden, Flugzeuge kreisen am Himmel wie Raubvögel. Viele Soldaten kämpfen bis zur völligen Erschöpfung. Wasser bleibt knapp. Schlaf ebenso.

Und trotzdem halten sie stand.

Vielleicht gerade deshalb besitzt Bir Hakeim bis heute einen beinahe legendären Klang. Die Schlacht erzählt nicht nur von militärischem Widerstand. Sie erzählt von Menschen, die sich weigern aufzugeben, obwohl ihre Lage hoffnungslos erscheint.

Für die Tamarii volontaires fordert der Kampf einen hohen Preis. Einige sterben in der Wüste, andere kehren verwundet zurück. Wieder andere tragen die Erinnerungen ihr ganzes Leben mit sich herum – Bilder von Feuer, Schreien und verbrannten Fahrzeugen.

Ein ehemaliger Kämpfer beschrieb später die Nächte in der Wüste als „Himmel voller Donner“. Ein Satz wie aus einem Roman, und doch bitter real.



Nach Nordafrika endet ihr Weg noch lange nicht.

Ein Teil der polynesischen Soldaten kämpft anschließend in Italien. Dort erleben sie eine völlig andere Welt: Berge statt Sand, Regen statt Hitze, Schlamm statt Staub. Die Front zieht sich durch zerstörte Dörfer und enge Täler.

Dann folgt die Rückkehr nach Frankreich.

Viele Tamarii volontaires betreten erstmals das Land, für das sie seit Jahren kämpfen.

Was mögen sie gedacht haben?

Vielleicht Verwunderung. Vielleicht Enttäuschung. Vielleicht Stolz.

Denn Frankreich wirkt im Krieg nicht wie die glanzvolle Republik aus den Erzählungen kolonialer Beamter. Städte liegen in Trümmern, Straßen sind zerbombt, Menschen hungern.

Einige Polynesier nehmen später an der Landung in der Provence teil und kämpfen sich weiter Richtung Norden vor. Die Befreiung Frankreichs trägt viele Gesichter – darunter eben auch jene junger Männer aus dem Pazifik.

Besonders brutal erleben sie die Wintermonate in den Vogesen.

Kälte verwandelt sich für die Tropensoldaten fast in einen zusätzlichen Feind. Hände frieren am Gewehr fest, Atem gefriert in der Luft, Schnee bedeckt die Landschaft wie eine fremde Materie. Manche Soldaten sehen zum ersten Mal überhaupt Eis.

Ein Veteran erzählte später lachend, er habe zunächst geglaubt, der Schnee würde „die Erde krank machen“. Dieser kurze Satz enthält die ganze Fremdheit ihrer Erfahrung.

Und trotzdem marschieren sie weiter.

Der Krieg endet schließlich 1945.

Europa feiert die Befreiung, Paris jubelt, Glocken läuten. Doch die Geschichte der Tamarii volontaires verschwindet erstaunlich schnell aus dem kollektiven Gedächtnis.

Warum eigentlich?



Vielleicht weil nationale Erinnerung oft einfachen Linien folgt. Die Résistance erhält ihre Heldenfiguren: den Maquisard, den Pariser Widerstandskämpfer, den Offizier der 2e DB. Das alles stimmt. Aber daneben existierten eben auch jene Soldaten aus den Kolonien und Überseegebieten, deren Geschichten seltener erzählt wurden.

Die Männer aus Polynesien passen nur bedingt in das klassische französische Selbstbild der Nachkriegszeit. Zu weit weg. Zu exotisch. Zu unbekannt.

In Schulbüchern tauchen sie lange höchstens am Rand auf.

Dabei verrät ihre Geschichte enorm viel über Frankreich selbst.

Denn die Freien Französischen Streitkräfte bestanden nie ausschließlich aus Franzosen aus dem Mutterland. Ohne Soldaten aus Afrika, dem Pazifik, der Karibik und Nordafrika hätte de Gaulle seine militärische Legitimität kaum aufrechterhalten können. Die „France libre“ war immer auch ein globales Projekt.

Gerade darin liegt die eigentliche Wucht dieser Geschichte.

Die Tamarii volontaires kämpften für ein Land, das viele kaum kannten. Einige hatten Paris nie gesehen. Manche verstanden die politischen Debatten Europas nur bruchstückhaft. Und dennoch entschieden sie sich gegen Faschismus und Unterwerfung.

Das besitzt eine stille Größe.

Keine laute Heldenpose.

Eher Würde.

Vielleicht berührt ihre Geschichte heute deshalb so stark, weil sie den vertrauten Blick auf den Zweiten Weltkrieg verschiebt. Plötzlich erscheint der Konflikt nicht mehr bloß als europäische Katastrophe, sondern als weltumspannendes Ereignis, das selbst entlegene Inseln erfasste.

Der Krieg kroch bis in die Südsee.

Und die Südsee antwortete.

In Polynesien selbst dauerte es Jahrzehnte, bis die Erinnerung an die Freiwilligen wieder



sichtbarer wurde. Lange herrschte Schweigen. Viele Veteranen sprachen kaum über ihre Erlebnisse. Traumata fanden damals selten Worte.

Erst spätere Generationen begannen nachzufragen.

Enkel stöberten in alten Kisten, fanden vergilbte Briefe, Medaillen, Fotografien in Uniform. Historiker rekonstruierten die Wege der Soldaten. Dokumentarfilme erschienen. Gedenktafeln wurden errichtet.

Heute erinnern Zeremonien auf Tahiti an die Tamarii volontaires. Namen, die fast vergessen schienen, tauchen erneut auf.

Und doch haftet dieser Erinnerung etwas Zerbrechliches an.

Vielleicht weil die letzten Zeitzeugen verschwinden.

Vielleicht auch, weil unsere Gegenwart nur selten Geduld für leise Geschichten besitzt. Große Schlagzeilen dominieren, schnelle Bilder, kurze Empörung. Die Geschichte der polynesischen Freiwilligen dagegen verlangt Aufmerksamkeit. Sie entfaltet ihre Kraft langsam, fast wie eine Meeresströmung.

Man muss zuhören.

Besonders bewegend wirkt dabei die Frage nach Identität. Waren die Tamarii volontaires Franzosen? Polynesier? Beides?

Die Antwort fällt vermutlich komplizierter aus als jede Nationalhymne.

Viele fühlten sich ihrer Insel, ihrer Sprache und ihren Traditionen tief verbunden. Gleichzeitig kämpften sie unter französischer Flagge. Dieses Nebeneinander unterschiedlicher Zugehörigkeiten prägt bis heute zahlreiche Überseegebiete Frankreichs.

Gerade deshalb wirkt ihr Einsatz manchmal wie ein stiller Widerspruch der Geschichte: Männer aus kolonisierten Regionen retten mit ihrem Einsatz die Ehre einer europäischen Nation.

Das klingt beinahe paradox.

Und doch geschah genau das.



In Frankreich selbst wächst inzwischen das Interesse an den vergessenen Kapiteln der Kriegszeit. Historiker richten den Blick stärker auf koloniale Truppen, auf afrikanische Tirailleurs, karibische Soldaten oder eben die Freiwilligen aus Polynesien. Der nationale Erinnerungsraum öffnet sich langsam.

Langsam allerdings – sehr langsam.

Wer heute am 8. Mai die offiziellen Zeremonien verfolgt, sieht Präsidenten, Veteranenverbände, wehende Trikoloren unter dem Arc de Triomphe. Das Ritual wirkt vertraut, beinahe unveränderlich.

Doch hinter dieser staatlichen Choreografie existieren unzählige individuelle Geschichten.

Eine davon beginnt auf kleinen Inseln im Pazifik.

Mit jungen Männern, die ihre Familien verabschieden.

Mit Schiffen, die den Horizont verlassen.

Mit Angst.

Mit Mut.

Und mit jener eigentümlichen Hoffnung, dass selbst Menschen aus den entferntesten Winkeln der Erde Einfluss auf den Lauf der Geschichte nehmen können.

Vielleicht liegt darin die eigentliche Bedeutung der Tamarii volontaires.

Nicht allein in militärischen Erfolgen.

Sondern in der Erinnerung daran, dass Freiheit manchmal von dort verteidigt wird, wo niemand hinschaut.

Ein alter Veteran sagte einmal sinngemäß, sie seien damals losgezogen, „weil Frankreich Hilfe brauchte“. Mehr Erklärung lieferte er nicht.

Vielleicht genügt genau das.

Denn manche Entscheidungen tragen keine großen theoretischen Begründungen in sich. Sie



entstehen aus Haltung, aus Loyalität, aus einem Gefühl für das Richtige.

Die jungen Männer aus Polynesien besaßen davon offenbar reichlich.

Und so stehen sie heute, Jahrzehnte später, wie stille Figuren am Rand der großen Geschichte – lange übersehen, nie ganz verschwunden.

Wenn jedes Jahr am 8. Mai in Europa der Sieg über Nazi Deutschland gefeiert wird, rauscht irgendwo im Pazifik weiterhin das Meer gegen die Korallenriffe Tahitis. Fast so wie damals.

Nur dass wir heute endlich genauer wissen, welche Wege einige der Inselkinder einst genommen haben.

Wege durch Wüsten.

Durch Schnee.

Durch Krieg.

Und tief hinein in die Geschichte Frankreichs.

Ein Artikel von M. Legrand